

Predigt am 18. Sonntag im Jahreskreis (B)

(Joh 6, 24-35)

von Pfr. Dr. André Golob

Was sollen wir ihnen nur zu essen geben?

Wir haben nicht mehr als 5 Brote und 2 Fische. Das wird kaum reichen, um ihnen auch nur annähernd das Gefühl zu geben, satt zu sein.

Sorgenvoll blicken Jesu Jünger in die übergroße Menge. Es sind schlicht zu viele. Für Jesus scheint das kein Problem zu sein. Sein Blick gilt mehr der Seele als dem Bauch. Wenn sie satt wird, die Seele, dann kann der Magen noch so knurren. Jesus lässt die Menge lagern. Verteilt wird, was vorhanden ist und seine fesselnden Worte tun ihr Übriges. Und es entsteht dadurch etwas Neues. Aus der hungrigen Menge wird eine Gemeinschaft deren Seele gesättigt wird. Eine Menschenmenge, der das Gefühl gegeben wird, von Gott geliebt zu werden, etwas wert zu sein und angenommen zu sein, eine solche Menschenmenge kümmert ein knurrender Magen recht wenig.

Neben den wenigen Broten und Fischen werden auch Gefühle geteilt, Hoffnungen und Visionen, die aus Jesu Mund wie Verheißungen wirken und Tränen hinterlassen. Könnte es tatsächlich so sein, dass wir einst in Frieden und Harmonie die Welt und ihre Güter teilen werden. Ist eine solche paradiesische Vision machbar, umsetzbar?

Es geht um das Brot des Lebens, um den Mehrwert im Leben, der über das alltägliche Sättigungsgefühl hinaus geht. Und an vielen Stellen spricht Jesus von sich selbst als dem Brot des Lebens.

Mit dem Brot des Lebens verhält es sich wie mit dem Manna aus der Mosegeschichte. Es muss schnell gegessen werden, sonst verdirbt es und setzt Schimmel an. Manchmal – wenn ich mir unsere Gesellschaft anschau - frage ich mich, ob das nicht schon längst geschehen ist. So groß auch die Sehnsucht nach dem Mehrwert im Leben heute noch ist, die wenigsten glauben, dass sie durch Jesus Christus gestillt wird.

Jesus Christus, das Brot des Lebens, ist nichts für den Brotkasten oder einen goldbeschlagenen Tabernakel. Wenn er von sich als dem Brot des Lebens spricht, dann schließt das stets Gemeinschaft mit ein, dann ist das auch politisch gemeint. So wie uns das tägliche Brot gemeinsam viel besser schmeckt, so will Jesus Christus in die Welt getragen werden. Privatreligiöse Frömmigkeit, ein Jesus für das stille Kämmerlein oder den spirituellen Spaziergang durch den Wald, ist nicht das Brot des Lebens, von dem er spricht. Das Brot des Lebens will geteilt werden. Teilhabe ist hier das Schlüsselwort ... und es ist etwas, das die Welt verändert.

Jetzt mag der ein oder andere sagen, was habe ich denn schon zu teilen. Doch denken wir an den kleinen Jungen mit den wenigen Broten und Fischen. Seine wenigen Habseligkeiten genügen und erweisen sich als sättigend für alle. Aus der Armseligkeit, die von wohlwollenden Hände empfangen wird, wird etwas unendlich Reichhaltiges. Ich habe es schon einmal erwähnt, dass ich diese Lesung gern bei Hochzeiten verwende. Denn auch in einer Liebesbeziehung, wird alles, was der Liebende an Kleinigkeiten von sich in meine Hände gibt, zu einem großen Schatz. Wir brauchen uns nicht zu schämen für unsere Armseligkeit – im Gegenteil... sie wird durch Teilen zu etwas Kostbarem.

Es gibt in unserer Welt aber auch andere Erfahrungen. Menschen weisen uns ab, wegen unseren Armseligkeiten, wegen unserer vermeintlichen Unreinheit und Sündhaftigkeit. Wie demütigend ist es, wenn Menschen aus einer Mahlgemeinschaft, von der Eucharistie z.B., ausgeschlossen werden. „Halt, du bekommst hier nichts.“ So sieht es das römisch-katholische Kirchenrecht vor. Wiederverheiratet Geschiedene, Konfessionsfremde haben dort am Tisch des Herrn nichts zu suchen. Sie sind scheinbar Menschen zweiter Klasse vor Gott und der Kirche. Und dann geschieht etwas Wundervolles, Ungeahntes. Bei der Verabschiedung von Pfarrer Heindl am vorletzten Sonntag in der Christkönigkirche, kam der neue römisch-katholische Stadtpfarrer auf meinen evangelischen Kollegen und mich zu und er reichte uns Brot und Wein. Ich zumindest war zu Tränen gerührt, weil durch dieses Reichen von Brot und Wein so viel menschliche Verbundenheit und Nähe zum Ausdruck kamen. Es war mehr als eine nette Geste. Und es gehört heute immer noch Mut dazu, in die Fußstapfen Jesu zu treten.

Teilen geschieht, wenn es richtig praktiziert wird, auf Augenhöhe. Gebender und Nehmer sind auf einem Level. Es ist kein von oben herab. Es handelt sich nicht um

Almosen oder um Brotkrümel, die vom Tisch des Begüterten herabfallen. Das ist vielleicht sogar das Wichtigste: So wenig wir auch imstande sind zu teilen und abzugeben, es kommt darauf an, dass wir es in Gemeinschaft tun, dass wir unserem Gegenüber zeigen, du gehörst zu mir. Teilen ist nicht nur eine Sache des Bauches, sondern der Seele.

Damit ist Teilen ein Geben und Nehmen, ein wechselseitiges Tun, das auch dem Wohlgenährten zugutekommt. Wir kennen das vom Schenken. Die Freude des Beschenkten ist auch dem Schenkenden Geschenk. Der Hunger des Satten lässt sich nicht mit gewöhnlichen Lebensmitteln stillen. Ein voller Bauch ist eben nicht alles. Es bedarf mehr. Es braucht ein weiteres Mittel zum Leben – die Liebe, Christus selbst. Beide bedürfen der Fürsorge: der Leib und die Seele.

Wenn das Brot eine Geschichte vom Tod erzählt.

Die heutige Predigt hat ca. 1.600 Worte. In der kurzen Zeit, in denen ich sie hier vortrage, sterben 1.600 Kinder auf der Welt an Unterernährung. Ein Wort der Verkündigung bedeutet demnach ein totes Kind. Die meisten sterben in Afrika und Asien. Das ist weit weg. Daran ist nicht Gott schuld, liebe Gemeinde. *Wir* sind es durch unser Unvermögen, dass, was reichlich vorhanden ist, fair zu verteilen, damit jeder überleben kann.

Durch Hunger sterben mehr Menschen auf der Welt als durch Aids, Malaria oder Tuberkulose zusammen. Ausgelöst wird er auch durch klimatische Veränderungen. Da sind wir wieder beim Thema unseres Kunstprojektes, bei dem uns der Künstler Hermann Josef Hack so kompetent begleitet hat. Verzweifelter Hunger treibt Menschen an, mobilisiert die letzten Kräfte genauso, wie die Angst davor. Warum machen sich Hunderttausende auf den Weg, riskieren ihr Leben? Sie fliehen vor drohender Katastrophe, lassen sich ihre Hoffnungen von skrupellosen Schleppern teuer bezahlen und stranden dann an unsere Außengrenzen. Letztlich sind die Fluchtbewegungen auch ein Ausdruck unseres Unvermögens, für Überlebensbedingungen vor Ort zu sorgen. Um das zu ändern, braucht es neben der Mahnung durch aufgebrachte Teenager, die ungemein wichtig ist, aber auch bei allen die Bereitschaft zur Veränderung eigener Lebensgewohnheiten.

Teilen wir Brot, teilen wir auch das Recht auf Überleben.

Brot steht auch als Symbol für Gerechtigkeit und Zugang zum Leben, welches sich nicht allein in der Erhaltung der Lebensfunktionen erfüllt, sondern mit Sinn. Dafür braucht es Menschen, braucht es uns, die wir uns einbringen mit den Gaben, die uns Gott schenkt. Es gilt würdevoll füreinander da zu sein. Und zur Würde eines Menschen zählt auch, dass er sich sein tägliches Brot nicht schenken lassen muss, sondern selbst dafür sorgen kann. Als Gottes Geschöpf hat er ein Recht auf Teilhabe am Brot des Lebens, das uns durch Gott geschenkt wird. Kein Mensch darf aus der Mahlgemeinschaft des Lebens ausgeschlossen werden.

Ich habe sechs Jahre für die Missions- und Entwicklungsprojekte unseres Bistums gearbeitet ... „departure of mission and developement“ auf Englisch. Ich habe nach kurzer Zeit gelernt, diese Begriffe nicht mehr zu verwenden. Sie haben bei unseren Freunden in Übersee etwas Negatives ausgelöst. Und man kann das nachvollziehen. Der Begriff „Entwicklung“ suggeriert, als hätten wir es mit Unterentwickelten zu tun, mit Menschen, die sich noch in einer Entwicklung befinden – wie kleine Kinder, die man in die richtige Richtung dirigieren muss. Eine kolonialistische Wortschöpfung. Als viel geeigneter erwies sich der Begriff „support“, auf Deutsch „Unterstützung“.

Zum Schluss möchte ich noch eine kleine Geschichte erzählen, die zeigt das Brot sättigen kann, auch ohne, dass es gegessen wird

Ein Professor der Medizin stirbt, und seine drei Söhne lösen seinen Haushalt auf. Die Mutter war schon lange vorher gestorben, und der Vater hatte mit einer langjährigen Haushälterin allein gelebt. Im Arbeitszimmer des Vaters fanden die Söhne neben vielen wertvollen Dingen in einem Schrank ein steinhartes, vertrocknetes, halbes Brot. Die Haushälterin wusste, was es damit auf sich hatte.

In den ersten Jahren nach dem Krieg war der Professor todkrank. Als ein Freund davon erfuhr schickte er ihm ein halbes Brot, damit er etwas zu essen hatte. *Der* aber dachte nicht daran, es selbst zu essen. Er dachte vielmehr an die junge, abgemagerte Tochter seines Nachbarn und ließ dem Mädchen das Brot schicken. Die Nachbarsfamilie aber mochte das wertvolle Brot nicht für sich behalten und gab es weiter an eine arme, alte, bedürftige Witwe, die oben im Haus in einer kleinen Dachkammer hauste.

Die alte Frau aber brachte das Brot ihrer Tochter, die mit zwei kleinen Kindern ein paar Häuser weiter wohnte und nichts zu essen hatte, für die Kinder. Die Mutter dachte, als

sie das Brot bekam, an den Medizinprofessor, der todkrank lag. Sie dachte daran, dass er ihrem Jungen das Leben gerettet und kein Geld dafür genommen hatte. Nun hatte sie eine gute Gelegenheit, es ihm zu danken, und ließ das Brot zum Professor bringen.

«Wir haben das Brot sofort wiedererkannt», sagte die Haushälterin, «unter dem Brot klebte immer noch das kleine Papierstückchen.» Als der Professor sein Brot wieder in der Hand hielt, sagte er: «Solange noch Menschen unter uns leben, die so handeln, braucht uns um unsere Zukunft nicht bange zu sein. Dies Brot hat viele satt gemacht, obwohl keiner davon gegessen hat. Dies Brot ist heilig. Es gehört Gott!» So legte er es in den Schrank. Er wollte es immer wieder ansehen, wenn er mal nicht weiterwusste und die Hoffnung verlor.

Brotgeschichten müssen am Ende immer Hoffnungsgeschichten sein. Dafür schenke uns Jesus Christus Kraft und Mut. Amen.